# Spurenelement

Eine Pflanze wächst nicht nach dem, was sie reichlich hat. Sie wächst nach dem, was ihr am meisten fehlt.

Man kann ihr Wasser geben, so viel sie verträgt, Licht, Wärme, Stickstoff im Überfluss. Wenn ein einziger Stoff knapp ist, und sei es einer, von dem sie nur Spuren braucht, wächst sie genau so weit, wie dieser Stoff reicht, und keinen Millimeter weiter. Alles andere liegt dann ungenutzt herum.

Liebig hat das mit einem Fass gezeigt, dessen Dauben verschieden lang sind. Man kann es füllen, so viel man will. Es hält nur bis zur kürzesten Daube. Der Rest läuft über.

· · ·

Lenz fuhr für eine Firma, die Pflanzen in Büros stellte und dafür sorgte, dass sie nicht eingingen. Behörden, Kanzleien, zwei Banken, eine Krankenkasse. Er kam alle zwei Wochen, goss, wischte die Blätter ab, drehte die Töpfe eine Vierteldrehung zum Licht und tauschte aus, was nicht mehr zu retten war.

Die meisten Leute in diesen Häusern sahen ihn nicht. Die Pflanzen sahen sie auch nicht. Sie standen in Fluren und Wartezonen, grün, unauffällig, seit Jahren gleich groß, und niemand hätte sagen können, ob sie gestern noch da gewesen waren. Lenz kannte jede einzelne. Er wusste, welche nur überlebte und welche noch etwas vorhatte.

Im Finanzamt, dritter Stock, stand eine Birkenfeige vor dem Zimmer von Frau Kaltenbach. Sie war vor acht Jahren gekommen, mit Lenz, im selben Monat. Sie war seitdem nicht gewachsen. Sie war auch nicht eingegangen. Sie stand da, und ihre Blätter waren heller, als sie sein sollten, die Adern grün, das Blatt dazwischen fast gelb.

„Ich gieße sie doch", sagte Frau Kaltenbach. Sie stand in der Tür mit einer Kaffeetasse und sah zu, wie Lenz die Erde prüfte. „Jeden Montag. Nicht zu viel, nicht zu wenig. Ich habe das nachgelesen."

„Daran liegt es nicht", sagte Lenz.

„Woran dann?"

„Es fehlt eins. Und das bestimmt alles."

„Was denn?"

„Das sieht man ihr nicht an." Er nahm eine kleine Probe Erde in ein Röhrchen und schrieb das Datum drauf. „Das muss man prüfen."

. . .

Zu Hause war alles da.

Ruben kochte, wenn Lenz kam. Es war warm. Es war ruhig. Das Haus hatte einen Garten, in dem Lenz nichts pflanzte, weil Ruben es lieber übersichtlich hatte, und ein Wohnzimmer, in dem seit zwölf Jahren dieselben drei Pflanzen standen, grün und gleich groß, in denselben Töpfen. Lenz goss sie sonntags. Ruben hatte nie gefragt, wie sie hießen.

Lenz hatte vor Jahren ein Beet gewollt, hinten an der Mauer, wo die Sonne am längsten blieb. Ruben hatte gesagt, vielleicht später. Er hatte ein Gewächshaus gewollt, ein kleines, aus Glas. Ruben hatte gesagt, das passe nicht zum Haus. Lenz hatte beides nicht wieder erwähnt. Er hatte auch aufgehört, neue Pflanzen mitzubringen, und irgendwann aufgehört, überhaupt etwas vorzuschlagen. Nicht an einem bestimmten Tag. Es hatte sich ergeben, so wie sich Pflanzen in einem zu kleinen Topf ergeben: Sie hören auf zu wachsen, ohne dass es jemandem auffällt, weil sie ja grün bleiben.

Ruben sagte oft, bei ihnen sei alles in Ordnung. Lenz widersprach nicht. Es war ja alles da. Er lebte. Er ging nicht ein.

. . .

Im November zog eine Außenstelle des Jugendamts um. Lenz bekam den Auftrag, die Pflanzen abzuholen. Die meisten gingen zurück ins Lager. Vier standen auf einer Liste mit dem Vermerk: Entsorgung. Sie gehörten der Behörde, nicht der Firma, und die Behörde wollte sie nicht mitnehmen.

Drei davon waren tatsächlich hinüber. Die vierte war eine Glücksfeder, die Sorte, die in jedem Flur steht, weil sie alles aushält: wenig Licht, vergessenes Gießen, Heizungsluft. Sie stand in einem Topf, der ihr seit Jahren zu klein war. Lenz zog sie heraus und sah, was er erwartet hatte: Die Wurzeln hatten sich im Kreis gedreht, dicht an dicht, weil es nirgendwo hinging. Die Pflanze war nicht krank. Sie war eingesperrt gewesen.

Er stellte sie in den Transporter, nicht ins Lager.

. . .

Zu Hause nahm er den Topf, den er vor Jahren gekauft und nie benutzt hatte, und frische Erde, und setzte die Glücksfeder um. Er stellte sie ins kleine Zimmer nach Süden, in dem er sonst nichts hatte.

Dann düngte er. Mehr, als man einer Pflanze normalerweise gibt.

Ruben stand in der Tür. Lenz hörte ihn erst, als er sprach, und drehte sich um. Ruben hatte in zwölf Jahren nie in der Tür gestanden, wenn Lenz etwas mit Pflanzen machte.

„Das ist aber viel."

„Am Anfang schon", sagte Lenz.

„Die hat doch Jahre ohne ausgehalten."

„Ja", sagte Lenz. „Ausgehalten."

Ruben blieb noch einen Moment stehen. Dann ging er.

Lenz goss nach, zweimal die Woche statt einmal, und drehte den Topf, und wischte die Blätter ab, obwohl sie noch nicht staubig waren. Es sah nach zu viel aus. Es war das, was gefehlt hatte, auf einmal.

· · ·

Im Februar trieb die Glücksfeder.

Erst ein Blatt, dann ein ganzer Trieb, hellgrün, fast gelb, wie sie es machen, wenn sie es ernst meinen. Lenz stand davor und zählte.

„Was braucht die eigentlich?"

Ruben. Wieder in der Tür. Lenz hatte ihn nicht kommen hören.

„Licht. Nicht zu viel Wasser. Platz für die Wurzeln. Und ab und zu jemanden, der hinsieht."

„Und die drei im Wohnzimmer?"

„Die brauchen nichts", sagte Lenz. „Die überleben."

Ruben nickte, langsam, als habe er etwas gehört, das er noch nicht einordnen konnte. Dann ging er in die Küche. Lenz blieb stehen. Er wusste nicht, was Ruben verstanden hatte, und er fragte nicht. Es war nicht seins.

· · ·

Im März ein Stiel, den Lenz nicht kannte, unten am Boden, blass, mit einem Kolben daran. Er wusste, was das war. Glücksfedern blühen fast nie, und wenn, dann so, dass es niemand bemerkt. Er sagte nichts. Er wartete.

Anfang April stand Ruben vor dem Zimmer und sah hinein. „Was ist das da unten?"

„Eine Blüte."

„Die hat noch nie geblüht."

„Die konnte nie."

Ruben sah den Kolben an, unscheinbar, grünlich-weiß. „Und jetzt braucht die dauernd was. Du bist ständig da drin."

„Ja."

„Früher war die pflegeleichter."

„Früher hat sie nicht geblüht."

· · ·

An einem Dienstag im April kam Lenz von der Runde nach Hause und blieb in der Wohnzimmertür stehen.

Die drei Pflanzen standen in neuen Töpfen. Größer, Ton statt Plastik, frische Erde, die noch dunkel war vom Gießen. Sie standen auch nicht mehr dort, wo sie zwölf Jahre gestanden hatten, sondern näher am Fenster, und der Sessel, der dort gestanden hatte, war ein Stück gerückt. Daneben eine vierte, die Lenz nicht kannte. Eine Geigenfeige, jung, zwei Blätter, in einem Topf, der ihr noch lange reichen würde.

Ruben kam aus der Küche, ein Geschirrtuch in der Hand. Er sah Lenz an und dann die Töpfe.

„Die standen da so", sagte er. „Ich dachte, die könnten auch mal."

Lenz ging zu den Pflanzen und steckte einen Finger in die Erde. Sie war locker, feucht, richtig. Er roch daran. Jemand hatte gedüngt.

„Ist das zu viel?", fragte Ruben.

„Am Anfang nicht", sagte Lenz.

Er stand noch eine Weile vor den Töpfen. Dann ging er durch die Terrassentür in den Garten, zur Mauer hinten, wo die Sonne am längsten blieb, und sah sie sich an.

. . .

Im Mai kam das Ergebnis aus dem Labor. Eisen. Die Erde im Finanzamt hatte alles, was eine Birkenfeige braucht, bis auf Eisen. Nicht viel fehlte. Spuren.

Lenz brachte Frau Kaltenbach einen kleinen Beutel mit und zeigte ihr, wie viel sie davon ins Gießwasser geben sollte. Eine Messerspitze.

„So wenig?", fragte sie.

„Es ist nicht wenig", sagte Lenz. „Es war das Kürzeste."

Sie sah ihn an, als hätte er etwas anderes gesagt.

. . .

Ein Fass mit ungleichen Dauben hält bis zur kürzesten. Man kann alles andere auffüllen, so lange man will, und wundert sich, warum es nicht voller wird.

Wer die kürzeste Daube verlängert, wundert sich auch. Darüber, wie viel plötzlich hineinpasst. Und darüber, dass die Pflanze jetzt mehr braucht als vorher.

Das ist kein Fehler an ihr. Eine Pflanze, die blüht, braucht mehr als eine, die überlebt.